

Freiligraths Begegnung mit Justinus Kerner

Ein Gedenkwort zu Kerners 100. Todestag

Von Wilhelm Schoof

Zu den zahlreichen Gästen, welche in Kerners gastfreiem Hause Einkehr hielten, gehörte auch der durch seine bei Cotta 1838 erschienenen Gedichte berühmte gewordene junge Dichter Ferdinand Freiligrath. Im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befinden sich einige in den Jahren 1843–1846 geschriebene Briefe Kerners an ihn, die mit unsicherer Hand geschrieben worden sind, da sich schon damals Spuren von Gesichtsschwäche bei ihm zeigten, die schließlich in Erblindung übergingen. Justinus Kerner, der am 18. September 1786 in Ludwigsburg geboren wurde und seit 1818 als Amtsarzt in Weinsberg tätig war, besaß ein eigenes Haus am Fuß der Burg Weibertreu, in welchem er an der Seite seines geliebten „Rikele“, mit der er 41 Jahre lang in glücklichster Ehe vereint war, eine ausgedehnte Gastfreundschaft ausübte.

Es war im Herbst 1840, da wanderte Freiligrath, das Ränzlein auf dem Rücken, frohen Mutes und leichtbeschwingt von Mainz über Heidelberg den Neckar hinauf nach Weinsberg und klopfte an der Tür des weit hin bekannten, gastfreien Dichterheims an, um auf der Fahrt nach Stuttgart anderthalb Tage dort Rast zu halten. Justinus Kerners Sohn Theobald, selbst Dichter und Arzt in Weinsberg, hat dieses Ereignis in einer köstlichen Schilderung der Nachwelt überliefert. In dieser heißt es u. a.:

Ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe entgegen und sagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnstube ist einer, der sagt, er sei der Dichter Freiligrath aus Unkel am Rhein.“ – „Ach, der Freiligrath!“ rief ich erfreut und wollte schnell ins Zimmer. „Wart erst ein wenig“, sagte mein Vater, „hast du schon ein Bild von Freiligrath gesehen?“ – „Nein“, entgegnete ich. – „Hast du auch nicht gehört, wie er aussieht?“ – „Nein, aber seinen Gedichten nach stelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor.“ – „Das ist eben der Jammer“, sagte mein Vater, „der da drinnen sieht gar nicht so aus und kommt mir durchaus nicht wie der Ferdinand Freiligrath vor, und doch scheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu sein, und ich möchte ihm nicht Unrecht tun; fühle du ihm mal auf den Zahn!“ – „Das will ich tun“, sagte ich und muß hier hinzusetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Besucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war. Er hatte in dieser Beziehung manche böse Erfahrung gemacht. Ich trat ein, und mein Vater sagte: „Freiligrath, hier ist mein Theobald!“ – Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich sein Aussehen auch etwas überraschend und konnte ich mir den Zweifel an seiner Identität wohl erklären, so sah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der sich einen Scherz

machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die kräftige Statur, die breite, von keiner Weste beengte Brust, das wettergebräunte Gesicht mit dem großen Schnurrbart hätte einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich sprach mit ihm von dem Leben am Rhein, von Bonn, von Rolandseck, seinen Gedichten; über alles äußerte er sich klar und unbefangen. – „Er ist's doch“, flüsterte ich meinem Vater zu.

Als sie nach fröhlich verlebten Stunden Abschied voneinander nahmen, war die Freundschaft zwischen Freiligrath und Justinus Kerner besiegelt. Sie küßten sich herzlich, in übermütiger Laune zupfte dieser seinen neuen Freund am Ohr und fügte scherzend hinzu: „Am Ende ist's doch der Freiligrath!“ Dieser aber schrieb bald darauf über den Besuch in Weinsberg an seinen Freund Levin Schücking: „In Weinsberg war's herrlich, ich habe geschauert und gelacht durcheinander. Kerner hat bei ausgelöschten Kerzen auf der Maultrommel gespielt! Er ist ein herrlicher, lieber, gar zu herziger Mann!“

Als Freiligrath, der sich inzwischen verheiratet hatte, sich in St. Goar am Rhein niedergelassen hatte, erwiderte Kerner mit seiner Frau im Sommer 1843 dort Freiligraths Besuch. Die Briefe, die er nachher geschrieben hat, stehen noch ganz unter dem beglückenden Eindruck, den dieser Besuch am Rhein auf ihn gemacht hat. So heißt es in dem Neujahrsbriefe von 1844: „Auf mir lastete das Vergangene wie eine schwarze Gewitterwolke, doch durchbrach die auch einmal die Sonne, da, wo ich zu Euch kam und Eure Freundschaft mich erheiterte.“ Er knüpfte dabei an einen Weihnachtsbrief Freiligraths an und übersandte Weihnachtsgaben, welche seine Frau und Schwägerin im Verein mit den Töchtern des in St. Goar wohnhaften, mit Freiligrath befreundeten Landrats Heuberger angefertigt hatten. Im Gegensatz zu dem lebensfrohen Freiligrath war Kerner gern geneigt zu klagen und zu seufzen, da ihm ein damals beginnendes Augenleiden viel Sorge machte und ein häuslicher Kummer an seinem Herzen nagte. Diese etwas schwermütige Stimmung spricht auch aus einem Brief an Levin Schücking, der ihn in Darmstadt kennengelernt hatte: „Würden meine Augen nur nicht immer schlimmer! Mit dem Schreiben geht's noch durch's Gefühl der Finger, aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen – o das ist hart!“

Im Sommer 1843 hatte Justinus Kerner, als er Freiligrath in St. Goar besuchte, auch Levin Schücking in Darmstadt kennengelernt. Er hatte eine Einladung von Eduard Duller, dem Biographen Grabbes und Herausgeber der Zeitschrift „Phönix“, nach Darmstadt erhalten und bei dieser Gelegenheit auch Schücking, den

besten Freund Freiligraths, kennengelernt. Dieser berichtet in seinen Lebenserinnerungen: „Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Kerner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner! Ich hatte schon lange danach verlangt, ihn kennenzulernen, und fehlte natürlich nicht. Der berühmte Geister-Theoretiker, das gemüthlichste aller Schwabenkinder, saß bereits auf einer Holzbank hinter einem schäumenden Seidel, sehr ähnlich einem wohlgenährten ‚Wort Gottes vom Lande‘ und absolut unähnlich einem Manne who looks on something behind this world“. Im August 1844 waren Freiligraths politische Gedichte „Mein Glaubensbekenntnis“ erschienen, die ungeheures Aufsehen erregten und es dem Dichter geraten erscheinen ließen, Deutschland den Rücken zu kehren, um sich der behördlichen Verfolgung zu entziehen. Freiligraths Freunde hatten gehofft, daß er nach Württemberg

gehen würde, weil sie glaubten, daß er dort unbehelligt von der preußischen Polizei würde leben können. Auch Kerner hatte davon gehört und ihm geschrieben: „Ich meine, du gehörst zu uns. Gehe doch nicht nach England.“ Inzwischen hatte Freiligrath bereits das Vaterland verlassen. Kerner kam zu spät mit seiner Mahnung: „Du solltest lieber Dichtungen schreiben, die du betiteln könntest: sine ira.“ Das war eine Anspielung auf Freiligraths Heft *ça ira*, mit dem er die Bahn des politischen Parteikampfs betreten hatte als ein Bannerträger der Revolution. Inzwischen war Freiligrath nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Rapperschwyl am Züricher See im Sommer 1846 endgültig nach London in die Verbannung gegangen. Als er 1868 wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, und zwar diesmal nach Württemberg, war Kerners Wunsch zwar in Erfüllung gegangen, er selbst aber wollte nicht mehr unter den Lebenden. In der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1862 war Kerner verschieden.

Franz Liszt und seine Beziehungen zum Schwabenland

Von Hermann Mall, Weingarten

Das Jahr 1961 war ein Gedenkjahr für Franz Liszt, den „König der Pianisten“, wie ihn sein Zeitgenosse, der Franzose Berlioz, einmal nannte. Am 31. Juli begingen wir seinen 75. Todestag und am 22. Oktober feierte die musikalische Welt seinen 150. Geburtstag.

Schon sein Name läßt schwäbischen Ursprung vermuten. Wie die Geburtsurkunde vom Jahre 1811 beweist, schrieb der Vater des Meisters, der Gutsverwalter Adam List seinen Namen ohne „z“, demnach genauso, wie sein Namensvetter, der große Volkswirtschaftler Friedrich List aus Reutlingen.

Es bliebe noch übrig festzustellen, wie es zur Schreibweise L-i-s-z-t kam. Im Lauf einer Unterhaltung mit Hans von Wolzogen, gab Franz Liszt darüber folgende Erklärung: Der Name ohne „z“ geschrieben, wird in ungarischer Sprache als „Lischt“ ausgesprochen. Um dies zu verhindern, hat er seinem Namen ein „z“ hinzugefügt.

Franz Liszt wurde am 22. Oktober in Raiding im „Burgenland“ geboren. So nennt man die Gegend zwischen der Leitha und dem Neusiedler See. Dieses Gebiet ist alter schwäbischer Kulturboden. Die Pfarregister der Ortschaften Rohrau (Geburtsort von Joseph Haydn), Hainburg und Eisenstadt weisen eine große Zahl echt schwäbischer Namen auf, deren Vorfahren kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg aus dem Schwabenland (besonders aus dem schwäbischen Oberland) ausgewandert sind. Somit liegt es nahe, daß die Familie Liszt schwäbischen Ursprungs ist. Von der Urgroßmutter des Meisters ist bekannt, daß sie aus der Provinz „Schwaben“ stammte.

Von Franz Liszt erfahren wir über seine Vorfahren nicht viel Bemerkenswertes. Wichtig dürfte die Tatsache sein,

daß weder er noch seine Eltern die ungarische Sprache beherrschten, weil im Vaterhaus nur deutsch gesprochen wurde. Es ist daher verständlich, daß der Vater dafür Sorge trug, dem Namen eine Schreibweise zu geben, der eine deutsche Aussprache garantierte.

Hat Franz Liszt auch persönliche Beziehungen zum Schwabenland aufgenommen?

Seine ersten klavieristischen Studien bei Cerny in Wien (1819–1822) sollten am Konservatorium in Paris fortgesetzt werden. Im Jahre 1823 reiste die ganze Familie dorthin. Unterwegs konzertierte der junge Künstler in München, Augsburg, Stuttgart und Straßburg. Über das Auftreten des „neuen Mozart“ in Stuttgart wäre folgendes zu berichten: Im Hoftheater wurden am 22. November 1823 zwei Einakter gespielt. Zwischen diesen beiden Theaterstücken spielte der junge Liszt ein Klavierkonzert von Joh. Nep. Hummel (von 1816–1819 Hofkapellmeister in Stuttgart) und zum Schluß brachte er noch eine „Freie Phantasie“ mit Übergang in die Variationen von Carl Cerny. Das junge Genie wurde stürmisch gefeiert und erhielt vom Hof eine besondere Auszeichnung.

Die Triumphe des zwölfjährigen Wunderkindes veranlaßten den damals 20jährigen Mörike zu seinem Gedicht:

An einen Klavierspieler:

Hört ihn und seht sein dürftig Instrument!
Die alte, klapperdürre Mähre,
An der ihr jede Rippe zählen könnt,
Verwandelt sich im Griffe dieses Knaben
Zu einem Pferd von wilder, edler Art,
Das in Arabiens Glut geboren ward.
Es will nicht Zeug, nicht Zügel haben,